

Mai 1809

Der Krieg gegen Napoleon hielt Einzug in Oberitalien. Angeführt von des Kaisers Bruder Erzherzog Johann kämpften die Österreicher erfolgreich gegen den Vizekönig von Italien, einem Verbündeten der Franzosen. Fünf Schlachten im April zeigten durchaus militärisches Geschick des Erzherzogs und seiner Berater. Tausende Franzosen wurden getötet oder gefangen genommen, der überraschte Gegner bis nach Verona zurückgedrängt. Doch dann erhielten die siegreichen Soldaten einen überraschenden Befehl: Weil Napoleons Truppen Wien bedrohten, wurde die erfolgreiche Italien-Armee vom Kaiser zum Rückzug aufgefordert. Die Einheiten trennten sich bei dem Manöver und wurden nun bald ihrerseits verfolgt. Sie flohen teilweise über Kärnten, teilweise über Slowenien, versuchten auch noch verzweifelt, die Tiroler zu schützen, und verloren auf diese Weise Schlacht um Schlacht. Im Kanaltal wurden nach heldenhaftem Kampf Sperren gestürmt, es kam zu zahlreichen Scharmützeln und regelrechten Massakern. Viele seiner fähigsten Offiziere musste Johann in diesen Tagen sterben sehen, das Leben Tausender Österreicher endete auf dem Schlachtfeld. Die Spur der Verwüstung zog sich innerhalb weniger Tage durchs halbe Habsburgerreich.

Schon näherten sich die Truppen des Vizekönigs Graz, der Stadt im Herzen des Herzogtums Steyermark.

Doch hier sollte ihr Vormarsch enden.

Und ihre Angst beginnen.

Ein Gerücht – schnelle Worte

Matthäus stellte den Schubkarren ab, wischte sich den Schweiß aus den Augen und blickte sich um. Seit Tagen tat er wie die meisten Grazer nichts anderes, als Material auf den Schloßberg zu karren, um ihn zu befestigen. Auf diesem Berg in der Mitte der Stadt befand sich die Festung. Ein steinernes Ungetüm aus blankem Fels.

Um die Geschütze zu vergraben und Wälle zu errichten, mussten nicht nur notdürftige Mulden ins Gestein geschlagen werden, auch allerlei Holzlatten und Ziegelwerk, mitunter sogar Erdreich, wurden auf den Berg gekarrt. Seit Tagen schuftete Matthäus deshalb wie ein Tier.

Er war ein kräftiger Mann von erstaunlicher Größe. Sein kleiner viereckiger Kopf wurde von breiten Schultern getragen. Ein Kerl wie Matthäus musste sich vor nichts fürchten, mochte man meinen. Und doch machte ihm vieles Angst. Zum Beispiel die Geschichten, die von den Leuten zur Zeit gerne erzählt wurden. In fieberhafter Eile bauten die Leute Gerüste, errichteten kleinere Palisaden und schufteten immer dann, wenn Offiziere in der Nähe waren. Drehten die sich um, flüsterten sie einander aber zu, von gnadenlosen und grausamen Franzosen. Der Teufel selbst sei ihr Begleiter.

Matthäus wusste auch von der Unsicherheit in der Stadt. Denn sobald man wusste, dass die Franzosen im Anmarsch waren, wusste auch jeder, dass die Spione des Feindes längst hier sein mussten. Jeder Fremde wurde verdächtigt, argwöhnisch beobachtet.

Das Allerschlimmste waren aber gar nicht die Gerüchte über die fremden Soldaten und ihre Kundschafter. Es war die Stadt selbst, die sich verändert hatte, wie Matthäus mit zunehmender Besorgnis feststellen musste. Er sah es in den Gesichtern der Menschen, die nur noch Masken zu sein schienen. Hastige Blicke, verzogene Mundwinkel. Matthäus, der Schmied, bildete sich ein, dass man die Angst riechen konnte. Und Matthäus bildete sich vieles ein.

In Wahrheit wehte wohl nur eine Luftböe aus den übel riechenden, nur langsam versickernden Abwässern des Stadtgrabens zwischen die Häuser hindurch. Seit Jahrzehnten waren die Stadtmauern nun schon dem Lauf der Zeit überlassen worden. Den Ort vor feindlichen Übergriffen zu schützen, fiel hier niemandem ein. Als gäbe es für kein Heer der Welt einen Grund, in diese Talsenke zu ziehen, die sich Richtung Süden trichterförmig in eine weite Ebene öffnete. Als habe sich dieser Ort im Lauf der Zeit aus dem Gedächtnis der Welt gelebt. Nein, so eine Stadt brauchte tatsächlich keine starke Mauer mehr.

Und doch: Mehr als zehntausend Franzosen waren nun im Anmarsch. Ihnen gegenüber standen nicht mehr als 900 tapfere Männer, großteils im Töten völlig ungeübte Bauern, Handwerker und Bürger, die erst seit einem knappen Jahr Mitglieder des Landwehregiments waren. Und mitten unter ihnen er, Matthäus der Schmied.

Alles, was Erzherzog Johann ihnen hinterlassen hatte, war folgender Auftrag: bis zum letzten Mann zu kämpfen, die Festung nicht aufzugeben, so lange die Kräfte reichten.

So lange die Kräfte reichten.

Wer weiß, vielleicht würden Napoleons Truppen ja vorbeiziehen wie einst die Türken? Matthäus schüttelte den Kopf. Die Alten in den Wirtshäusern erzählten sich, dieser Ort habe noch nie eine Schlacht erlebt. Diese Stadt bleibe stets verschont. Er schauderte beim nächsten Gedanken. Denn die Alten glaubten auch zu wissen, warum, denn diese Stadt sei verflucht.

Er hatte die beiden Kinder nicht bemerkt, die ihn von einer Straßenecke aus beobachteten. Sie standen da, als habe sein Anblick sie so sehr erschreckt, dass jeder weitere Schritt unmöglich wurde. Sie waren schmutzig, ihre Kleider zerrissen und die bloßen Zehen blutig gescheuert. Als der Schmied zu ihnen hinübersah, steckten sie die Köpfe zusammen, tuschelten und kicherten.

„Puh“, machte Matthäus und riss die Augen so weit auf, dass das Weiß darin seinem vor Staub und Dreck ganz grau gewordenen Gesicht einen dämonischen Ausdruck verlieh. Die Buben schrakten auf und liefen schreiend davon.

Wie sehr würde die Stadt darunter leiden? Hatten die Mütter dieser Burschen etwas zu befürchten? Die Väter?

„Matthäus Wilhelm Bergmann, was stehst du da herum und schaust in den Himmel, als gäbe es kein Morgen?“

Er fuhr herum und sah in die liebevoll blickenden Augen seiner Frau. Hildas Mundwinkel umspielte ein schadenfrohes Lächeln. Es amüsierte sie, den großen, starken Kerl dabei ertappt zu haben, wie er gedankenversunken vor sich hin starrte. Es hatte fast etwas Mütterlich-Herrisches an sich, wie sie sich, die Arme in die Hüften gestemmt, breitbeinig vor ihm aufbaute und ihn schalt. Obwohl das natürlich gro-

tesk aussah. Nicht nur, weil sie fast um eine ganze Kopflänge kleiner war als er, sie war auch eine überaus zarte Frau, deren braunes Haar von einem Kopftuch bedeckt war. Sie trug ein weit ausladendes Kleid mit Schürze. Er machte unwillkürlich einen Schritt auf sie zu und lächelte zurück. In diesem Augenblick riss sich ein kleiner Bub von ihr los und stürmte auf ihn zu. Matthäus packte den Buben, warf ihn in die Luft, fing ihn auf und schüttelte ihn, wobei er ein Geräusch machte, das zugleich ein Lachen und ein Knurren war. Er grub sein Gesicht in den Bauch des Kindes, bis es sich vor Lachen fast verschluckte. Am liebsten, ja, am liebsten hätte Matthäus mit seinem Sohn Theo jetzt zum Spaß gerauft.

Der Bub versuchte auch sogleich auf seine Schultern zu klettern, doch Matthäus stellte ihn vor sich hin, legte eine Hand auf die Stirn des Kleinen, streckte den Arm aus und ließ den Buben auf diese Weise hoffnungslos gegen sich ankämpfen. Irgendwann gab Theo auf und Matthäus strich ihm lachend über die verschwitzten Locken. Aber das Lachen war ein wenig abwesend. Als blickte Matthäus durch seinen Sohn hindurch und hinein in einen anderen Gedanken.

Hilda streckte ihrem Mann ein in ein Tuch gewickeltes Stück Brot entgegen. Sie umarmten sich und er spürte, wie sie in seinen Armen bebte und schluchzte. Er nahm ihr Gesicht in seine rissigen Hände und küsste sie auf den Mund. Ein kurzer, trockener Kuss. Sie erschrak, denn sich in der Öffentlichkeit zu küssen, so etwas hatten sie noch nie gemacht. So etwas gehörte sich auch nicht, auch nicht für Eheleute.

Matthäus kümmerte sich jedoch nicht darum und betrachtete weiterhin seine Frau. Sie war schmal geworden, fand er. Knochiger. Ihr ohnehin spitzes Kinn und die große,

blasse Nase, auf der feine, blaue Äderchen zu sehen waren, verstärkten diesen Eindruck. An den Seiten, über ihrem Ohr, bemerkte er graue Haare. Sie blickten einander lange an, so lange, bis Matthäus über ihre Schulter sah und eine Gruppe Halbwüchsiger bemerkte, die unter lautem Stöhnen und Schreien einen Karren die Sporgasse hinauf auf den Berg zogen.

„Geh nach Hause, es dämmt schon“, sagte er. „Verriegel die Tür, mach niemandem auf.“

Er hatte noch etwas hinzufügen wollen. Etwas darüber, wie es in seinem Herzen aussah, vielleicht auch etwas, das ihnen Mut machen sollte. Doch da waren die beiden schon wieder um die nächste Hausecke verschwunden. Er küsste den kleinen Lederbeutel, den er um den Hals trug, und der ein Haarbüschel seiner Frau enthielt.

Matthäus drehte sich um. Seine dichten Augenbrauen beschatteten braune, tief in den Höhlen liegende Augen. Zu anderen Zeiten wäre es ein wunderbar lauer Juniabend gewesen. Er glaubte, Krähen zu hören, und suchte den schmalen Streifen Himmel über sich ab. Er sah ein dünnes Wolkenband. Der Himmel färbte sich violett. Und dann fuhr er herum. Er hatte einen Moment lang geglaubt, ganz dicht an seinem Ohr einen fremden Atem zu spüren.

Hilda hielt den Buben fest an der schwitzenden Hand. Mit der anderen umfasste sie die Spitzen ihres Kopftuchs, das sie sich tief ins Gesicht gezogen hatte. Es wurde rasch dunkler, als sie gebückt durch die Gassen hetzte. Sie drückte sich an die Wand, um Kutschen auszuweichen, immer wieder klapperten Pferde vorüber, auf denen wild gestikulierende

und schreiende Soldaten saßen. Eine Gruppe Männer, deren nackte Oberkörper vor Schweiß glänzten, rollte eine Haubitze über den Hauptwachplatz.

Die Frau lief durch die Murgasse, in der die uralten Handwerksfamilien der Tuch-, Seiden- und Schnittwarenhändler ihre Läden längst verriegelt hatten. Sie zwängte sich vorbei an den schwer beladenen Karren voller Holzplanken, die dazu dienen sollten, die Brücke über die Mur zu verbarrikadieren, und lief auf die andere Seite des Flusses. Dort rannte sie über den Vorstadtplatz in Richtung jenes Gebietes, das nur „der Lend“ genannt wurde, weil dort auch die Floße und Plätten mit Brennholz anlegten.

Die Dämmerung war bereits weit fortgeschritten, als die Frau des Schmieds ins Halbdunkel einer menschenleeren, engen Seitengasse einbog. Sie hatte plötzlich das Gefühl, noch schneller laufen zu müssen, als taste etwas Fürchterliches nach ihr. Es war hoffnungslos, sich dagegen zu wehren. In letzter Zeit setzte ihr diese unbestimmbare Angst immer häufiger zu. Ihre Augenlider flatterten, ihr Kopf bewegte sich ruckartig. Sie erinnerte sich an Matthäus' Worte „*Verriegel die Tür*“, als sie zitternd und laut atmend versuchte, den Schlüssel ins Schloss zu stecken. *Warum hatte er so besorgt geklungen?*

Dann fiel ihr der Schlüssel laut klimpernd auf die Steinstufe vor dem Haus. Ihr wurde mit einem Mal kalt, obwohl sich die schwüle Luft nicht bewegte. *Warum konnte er nicht wenigstens zum Schlafen nach Hause kommen?*

Und dann brach plötzlich die Dunkelheit über sie herein. Sie glaubte ein Flüstern zu hören, ein Kichern – und im selben Moment vermisste sie den Druck der kleinen Hand ihres Buben ...

Die Finsternis schien wieder geringer zu werden und die Kälte in ihrem Körper verwandelte sich in Hitze. In einen heißen Strom.

Der Bub stand nicht mehr neben ihr.

„Theo!?“

Sie rannte die Straßen zurück bis zur Brücke. Dann in die andere Richtung, wo sich die Straße in mehrere ungepflasterte, von tiefen Fuhrwerksrillen durchzogene Wege aufteilte. Doch niemand war zu sehen. Keine Menschenseele. Das Dämmerlicht war dichter geworden. Konzentrierter. Als entzöge ihm etwas seine Kraft und ließe es nur in die Richtung dringen, in die sie gerade blickte. Ihr war, als stünde die Zeit still.

Als befände sich nur sie allein auf der Welt. Sonst niemand. Schon gar nicht ihr Sohn.

Als sie aus Leibeskräften nach ihrem Kind zu schreien begann, mit einer grellen, sich überschlagenden Stimme, fühlte sie, dass sie es für immer verloren hatte.

Und doch nahm niemand Notiz von ihr, denn das Geläut der Kirchenglocken dröhnte durch die Stadt. Die Vorhut des Feindes hatte soeben die südlichen Ebenen der Stadt erreicht, drängte die letzten Widerständler zurück – verrückte Burschen, verzweifelte Bauern – und kündigte eine Armee an, deren Stärke und Unerbittlichkeit beinah auf der ganzen Welt gefürchtet waren.